

Die Maschinenkrieger

An elektronische Musik war einst ein großes Zukunftsversprechen geknüpft. War das aus heutiger Sicht vermessen? Vielleicht gar so irrsinnig wie Karlheinz Stockhausen? Eine Nachschau von **Tiz Schaffer** bei **Winfried Ritsch** am Grazer Institut für Elektronische Musik, der für das diesjährige musikprotokoll im Rahmen des steirischen herbst „Pure Elektronik – Vintage Concerts“ programmiert hat.

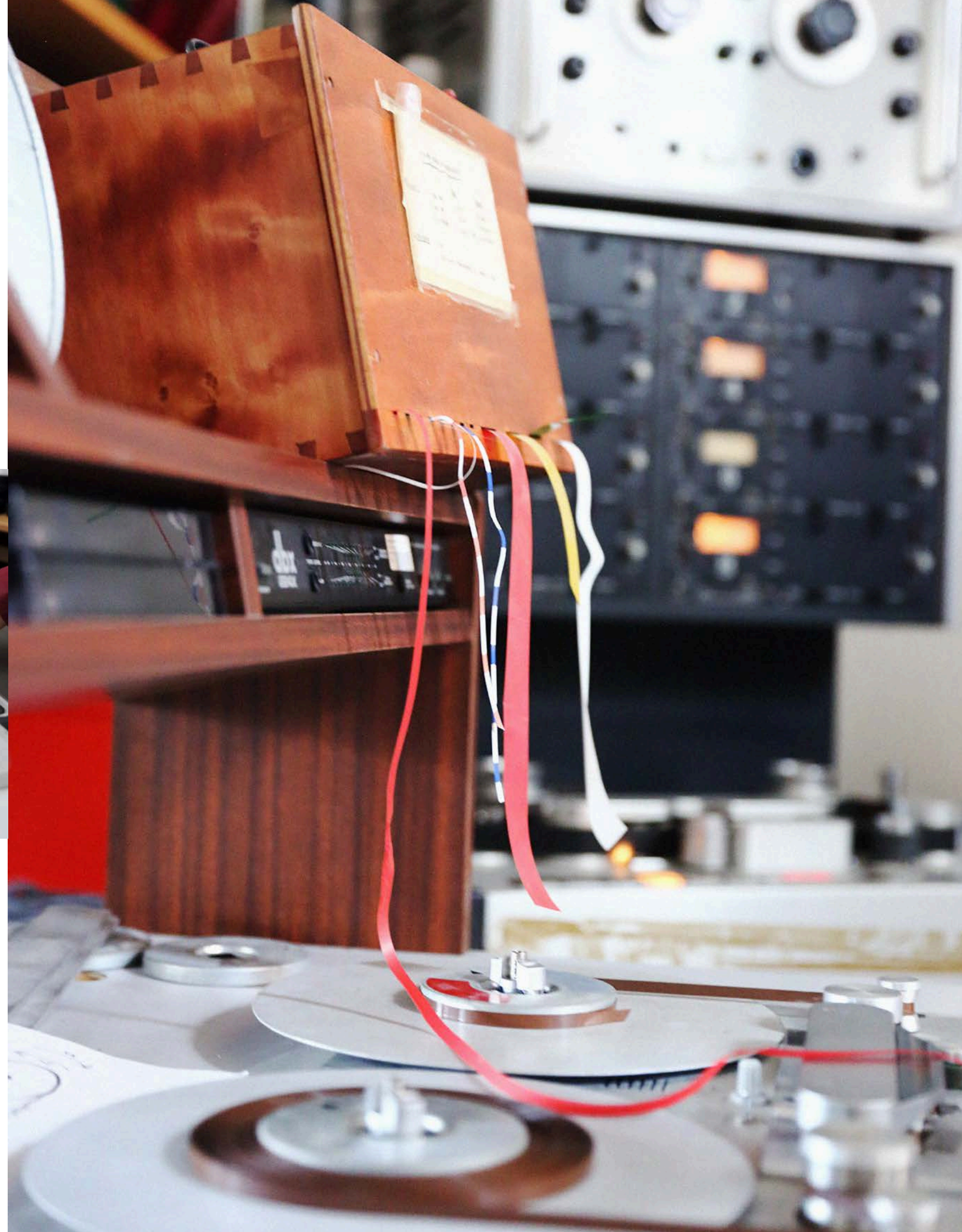


Fotos: J.J. Kucek



Auf dem Grazer Uni-Campus Inffeldgasse, ein wenig südöstlich außerhalb der Stadt, befindet sich das Institut für Elektronische Musik und Akustik, das IEM. Direkt im Zentrum des Campus, im Gebäude Inffeldgasse 10 im dritten Stock – Büro reiht sich an Büro. Einer der größeren Räume dort ist der sogenannte IEM Cube, ein Klangraum, wo auf 120 Quadratmetern eine einhüllende 3D-Klangumgebung erzeugt werden kann. Inffeldgasse 10, das ist auch die Wirkstätte von Winfried Ritsch, er ist dienstältester Mitarbeiter und Außerordentlicher Professor am Institut. In dieser Funktion führt er Studenten in die elektronische Musik ein – Klangsynthese, Computermusiksysteme und wie die Künste damit erschlossen werden können. Aber auch Mitarbeiter müssen dazulernen. Beim Besuch werden gerade Leute vom Institut mit der Funktionsweise eines

Analogsynthesizer-Nachbaus vertraut gemacht. Analogsynthesizer? Noch dazu ein Nachbau? Hat man mit dieser Zeit nicht abgeschlossen? „Leider besitzt das Institut heute nur mehr wenige von den alten Gerätschaften“, sagt Ritsch. „Teilweise stehen sie im Technischen Museum in Wien, vieles wurde auch kaputt. Den Nachbau brauchen wir jetzt, damit wir uns mit dem, was einst aussortiert wurde, eben doch noch beschäftigen können. Peinlich, aber so ist es.“ Ist es tatsächlich peinlich? Ist es nicht sinnvoll, sich von der Last der Vergangenheit zu befreien, um unbeschwerter in die Zukunft gehen zu können? Der Analog-Synthesizer wird am Institut künftig auch keine elementare Rolle spielen. „Es geht darum, dass die jungen Computermusikstudenten ein Gefühl für die alten Geräte bekommen. Auch um ihnen ein wenig von der Mystik zu nehmen,



die sie umgibt.“ Dass Winfried Ritsch für den steirischen Herbst die Konzertreihe „Pure Elektronik – Vintage Concerts“ konzipiert hat, hat nicht nur nostalgische Gründe. Zwar ist es zum einen ein Festakt, der die Gründung des IEM vor 50 Jahren zum Anlass hat. Aber es soll nichts verklärt werden, das Projekt ist auch als erkenntnistheoretischer Akt zu verstehen: Waren die alten Zeiten elektronischer Musik wirklich so glorreich, wie oft überliefert wird? Und das Zukunftsversprechen? Wurde es eingelöst? „Diese Frage will ich jetzt nicht beantworten“, sagt Ritsch. Er will sie zumindest nicht mit Ja oder Nein beantworten. Aber was er schon möchte, ist, die Vergangenheit kritisch zu beleuchten. Begonnen hat alles in der Nachkriegszeit, als die ersten Studios für elektronische Musik gegründet wurden. Eines der bekanntesten war jenes des WDR in Köln, ebenfalls wichtig waren jene in Bonn oder Mailand. Graz wollte dem nicht nachstehen, am 1. Oktober 1965 wurde nach Kölner Vorbild das Institut für Elektronische Musik, im Volksmund „die Elektronik“, ins Leben gerufen. Schon wenige Jahre später lautete die gängige Lehrmeinung: Ohne Elektronik kann man keine modernen Komponisten mehr ausbilden, ohne sie kann kein Komponist über die Runden kommen. Nur war man halt in Graz, wie so oft, ein wenig hintennach. Erst Ende der 1970er Jahre, als der „Hönig 78“ das Institutsleben bereicherte – ein vom Institutsgründer Heinz Hönig über Jahre entwickelter spannungsgesteuerter Synthesizer –, entstanden nach Ansicht von Ritsch wirklich neue Werke und es entwickelte sich so etwas wie eine eigene Ästhetik. Nicht zuletzt deshalb, weil der Komponist Gösta Neuwirth mit dem Lehrgang „Elektronische Musik“ betraut war. Am „Hönig 78“ versuchten sich auch die damaligen Studenten: Georg Friedrich Haas, Bernhard Lang oder Peter Ablinger. Als Komponisten haben sie heute internationale Geltung. Aber wurde damals wirklich Zukunftsmusik gemacht? Und falls ja, welche Bedeutung haben dann dieser Tage die alten Gerätschaften, die teilweise noch in der einen oder anderen Ecke des IEM verstaut sind? Selbstverständlich war man im akademischen Bereich, in der Neuen Musik davon überzeugt, die Vorhut auf dem



Weg in völlig neue musikalische Welten zu sein. Herkömmliche Musikinstrumente waren größtenteils verpönt, komponiert wurde ohne Takte und Rhythmus. Es wurde mit Bedacht darauf geschaut, aus den elektronischen Maschinen herauszuholen, was nur ging. An der Institutsgeschichte lässt sich nachverfolgen, womit sich die Eingeweihten zur jeweiligen Zeit gerade beschäftigten. Der skizzierte Überblick wird sich auch im Programmablauf von „Pure Elektronik – Vintage Concerts“ niederschlagen:

1. Music for tape: 1966–1972
2. Spannungsgesteuerter Synthesizer: 1973–1977
3. Computergesteuerter Analogsynthesizer: 1978–1985
4. MIDI-gesteuerte digitale Synthesizer: 1986–1991.

Die damals neuen technischen Möglichkeiten erlaubten es, mehr oder weniger jeden beliebigen Klang zu erzeugen. Das muss sich schon ziemlich nach Zukunft angefühlt haben. Das Problem allerdings: „Man konnte zwar jeden beliebigen Klang erzeugen, allerdings wollte man natürlich nur solche Klänge generieren, die es zuvor noch nicht gab. Doch oft gab es sie mit gutem Grund noch nicht – sie waren einfach nicht sonderlich interessant“, sagt Ritsch. Einer der sicherlich interessantesten Musik-Neudecker und Ahnherr der Elektroniker war der Komponist Karlheinz Stockhausen. Ritsch durfte ihm persönlich im obersteirischen Mürzzuschlag Ende der 1980er Jahre begegnen. „Er war wahrscheinlich wahnsinnig und hat behauptet, dass er seine Musik von Sirius diktiert bekommt“, erzählt Ritsch. In Mürzzuschlag hatte Stockhausen eine Aufführung und leitete einen Workshop. „Ich bin rein, er hat gesagt: Wollt ihr was lernen? Er hat eine Probe abgehalten, danach ist er aufgestanden und hat gesagt: Das war’s! Ich hoffe, ihr habt etwas gelernt. Aber zumindest durfte man dem großen

Meister vier Stunden zuschauen. Und tatsächlich habe ich gelernt, wie große Meister technisch aufwendige Aufführungen mithilfe ihrer ‚Ausstrahlung‘ umsetzen.“ Stockhausen ist 2007 verstorben. In einem Nachruf wurde zu seinem Frühwerk der schöne Satz formuliert: „Musikalische Form löst sich in einem streng durchkonstruierten Klangprozess von abstrakter Schönheit auf.“ Einige der Apparate, mit denen viele ihm nachzueifern versuchten, mit denen man also damals Musik erzeugte, zerrt Ritsch aus einem Stauraum hervor – eine alte Bandmaschine, einen Filter, ein Hallgerät, den ersten D/A-Wandler von Steinberg, einen Röhrenverstärker und ein silberfarbenes Mischpult, das teilweise am Institut selber gebaut wurde, teilweise von Siemens spezialangefertigt wurde. Es ist das erste Mal seit mehr als einem Jahrzehnt, dass er die Teile wieder entstaubt. Wie fühlt sich das an? „Es kommen sehr viele Erinnerungen auf. Allerdings habe ich damals so viele Nächte mit mühseliger Kleinstarbeit verbracht, um nur minimale Ergebnisse zu erreichen. Es ist ein wenig so, als würde man einen Knappen fragen, was er für den stillgelegten Schacht empfindet.“ Natürlich weiß Ritsch, dass derlei Gerätschaften immer wieder von neuen Liebhaber-Generationen entdeckt werden. Nur im Hinblick auf Klangästhetik glaubt er nicht, dass man mit ihnen etwas erreichen kann, was nicht auch auf virtuellem Weg möglich wäre. „Aber das Wissen darüber, was es gegeben und wie es funktioniert hat, ist wichtig. Wenn man die Geschichte nicht kennt, wiederholt man sie ewig.“ Allerdings wiederholt auch „Pure Elektronik – Vintage Concerts“ die Geschichte. Aber mit der Prämisse, ein authentisches Hörerlebnis, eine Zeitreise zu inszenieren – um nochmals zu vergegenwärtigen, wie das damals war. Es geht rein um die Musik und das Hören: Kompositionen von Ende der 1960er Jahre bis Anfang der

1990er Jahre werden auf den Grazer Kasematten eingespielt – das Dach ist geschlossen, fast 60 Vintage-Lautsprecher sind über die Logen verteilt und erzeugen ein Klangfeld. Von einem Mischpult, postiert in der Mitte der Kasematten, kommen die Zuspelungen – Werke von Andrzej Dobrowolski, Bernhard Lang, Peter Ablinger, Katharina Klement, von Winfried Ritsch selber und vielen anderen. Keine Musiker, keine Bühnenshow – nichts soll ablenken. Die Musik steht als absolute Musik im Vordergrund. Vielleicht stellt sich mit diesem Rückgriff auf die Vergangenheit sogar ein generationsübergreifendes Identitätsgefühl in der Szene der elektronischen Musiker ein. „Die alten Herren, die mitwirken, behaupten das zumindest“, sagt Ritsch. „Aber die Unternehmung hat auch dokumentarischen Charakter. Wenn man die Stücke genau so einspielt, wie sie damals eingespielt wurden, ist das für mich eine moderne Art der künstlerischen Forschung.“ Zurück zur Gegenwart: Heute befasst sich das IEM etwa mit Ambisonics, einem Verfahren zur Herstellung eines 3D-Sounds, eines „Auditory Virtual Environments“. Oder mit robotischen Instrumenten wie Automatenklavierspielern oder automatischen Orgelspielern. „Früher konnte man sich von anderen sehr gut durch den Kompositionsstil, die Algorithmen und die verwendeten Töne unterscheiden“, meint Ritsch. „Heute kann diese Unterscheidung etwa über die Präsentationsform geschehen, mit der man Musik wiedergibt. Darüber hinaus ist in den letzten Jahren die Rezeption der Musik, das Hören selbst, sehr wichtig geworden – man experimentiert mit der Situation, in der Musik gehört wird.“ Dass der Elektroniknachwuchs dennoch die Vergangenheit wiederholt, bleibt nicht ganz aus – wenn auch unter ganz anderen Vorzeichen. Die jungen Leute gehen teilweise wieder von der Virtualität in die physische Realität zurück. Allerdings nicht aus Liebhaberei oder um die Geister der Vergangenheit zu beschwören, sondern um für die Zukunft vorzubauen: Die DIY-Generation fabriziert ihre Geräte einfach selber. „Da spielt natürlich eine allgemeine gesellschaftliche Stimmung und die Ressourcenknappheit eine Rolle – man versucht gewissermaßen, etwas zu reparieren.“

Winfried Ritsch, Künstler und Forscher mit Schwerpunkt Medienkunst, speziell Computermusik und Netzkunst, lehrt und forscht am Institut für Elektronische Musik und Akustik der Kunstuniversität Graz. Im musikprotokoll war Ritsch mehrfach zu Gast, zuletzt 2013 – gemeinsam mit Robert Lepenik – mit der Konzertsinstallation „Ex Machina Dei“. Für 2015 hat er „Pure Elektronik“, drei Vintage-Konzerte auf den Schloßberg-Kasematten, konzipiert.

Tiz Schaffer ist Journalist und lebt in Wien.

